

Leipziger Keramik des 14.–18. Jahrhunderts im Spannungsfeld von Herstellung, Gebrauch und Entsorgung¹

Ralf Kluttig-Altman

Bei der Aufnahme keramischer Komplexe aus Leipzig durch den Autor war neben der typologischen, technologischen und chronologischen Auswertung die detaillierte Beachtung von Gebrauchsspuren ein vorrangiges Arbeitsziel. Damit sollten konkretere Aussagen zur einstigen Verwendung von Gefäßtypen gefunden werden als allein durch ihre Form und die Zusammensetzung des Scherbens. Zusätzlich stand beim Autor durch intensive Beschäftigung mit spätmittelalterlich-neuzeitlicher Keramik bereits der Verdacht im Raum, dass Aussagen zur Funktion aufgrund von Benutzungsspuren typologisch/technologisch fundierte Interpretationen nicht immer nur ergänzen und erweitern, sondern auch widerlegen bzw. korrigieren könnten. Manchmal etwas stereotype Aussagen zur Verwendung bestimmter Gefäßformen oder Waren in der Literatur sollten auf ihre Stichhaltigkeit geprüft und, wenn möglich, differenziert werden.

Als Gebrauchsspuren wurden erfasst: Abrieb, Rußspuren, Kalkablagerungen, Verfärbungen von Scherben und Glasur sowie Inhaltsreste; jeweils gegliedert nach Intensität und Position am Gefäß. Die gute Erhaltung bzw. weitgehende Rekonstruktion vieler Hundert Gefäße erlaubten zahlreiche Beobachtungen. Besonders wertvoll für die Aussagen waren dabei die Kombination verschiedener Gebrauchsspuren an einem Gefäß bzw. auch die nachweisliche Abwesenheit derselben.

Die Spanne des Benutzungsgrades der in Latrinen entsorgten Keramik ist sehr groß und reicht von „ladenneuen“ Gefäßen bis zu massiv abgenutzten. Zu letzteren zählen Töpfe, deren Glasur im Boden und der bodennahen Wandung fast komplett „heruntergerührt“ worden ist (Abb. 1) – die abgekratzte Bleiglasur wurde so zum Bestandteil der Nahrung. Grapengefäße verloren zuweilen eines oder mehrere ihrer Beine während des Gebrauchs – was häufig nicht davon abhielt, diese Gefäße weiter zu benutzen, trotz einer deutlichen Schräglage. In Extremfällen wurden Gefäße wirklich erst entsorgt, wenn der Boden durch lange Benutzung so durchgescheuert war, dass das erste Loch entstand.

Deckel zeigen durch intensive Rußspuren an der Unterseite sowie durch ringförmigen Abrieb weiter innen, dass sie bei weitem nicht immer zusammen auf Gefäßen einer passenden Mündung lagen (Abb. 2). Ein Deckel musste nicht in die Deckelkehle eines Kochgefäßes eingelegt werden, sondern man setzte ihn flexibel überall dort ein, wo man ihn gerade brauchte – teilweise auf viel zu kleinen Mündungen. Dies mag vorderhand keine spektakuläre Beobachtung sein, korrigiert aber doch im Detail unseren Blick auf die Vergangenheit, der sich durch die Kenntnis und das wiederholte Betrachten historischer Abbildungen und Rezepte an eine gewisse Idealisierung gewöhnt hat, die diese Quellen häufig transportieren.

Werden mittelalterliche Küchenszenen rekonstruiert, erhalten Grapengefäße meist einen Stock, der in der Grifftülle steckt und als Griffverlängerung dienen soll (Abb. 3). Dem Autor erschien es unrealistisch, ein manchmal schon ohne Inhalt mehrere Kilogramm schweres Gefäß an einen Stock hochzuheben, wobei die Gefahr besteht, dass sich das Gefäß um seine Längsachse dreht.² Deshalb wurden sämtliche Grifftüllen des Leipziger Materials genau auf innere Abriebsspuren untersucht. Unter Hunderten von Exemplaren ließen sich dabei nur an einem Griff ansatzweise solche Benutzungsspuren beobachten; auch ansonsten extrem verschlissene Grapengefäße zeigten eine völlig unberührte Innenseite. Man kann also zumindest für Leipzig davon ausgehen, dass solche Stöcke

1. Wenn man genauer hinsieht...
Herstellungs- und Gebrauchsspuren geben
Auskunft: Gefäßgebrauch



Abb. 1: Kochtopf des späten 16. Jahrhunderts mit fast komplett heruntergerührter Glasur auf dem Innenboden.

Abb. 2: Unterseite eines unglasierten Deckels mit starken Ruß- und Abriebsspuren durch die Benutzung auf zu kleinen Töpfen.



1 Ausgewählte Ergebnisse der gleichnamigen Dissertation: Kluttig-Altman 2006.

2 Trotz intensiver Literaturrecherche wurde auch keine einzige historische Abbildung gefunden, in der so eine Verlängerung in einem Grapenstiel benutzt wird, jedoch besonders langstielige metallene Grapen.

Abb. 3: Rekonstruktion einer frühneuzeitlichen Herdscene mit einem Stock als Grapenstielverlängerung.



aus den oben genannten Gründen nicht verwendet wurden. Die rußfreien Griffseiten zeigen zusätzlich, dass man die Gefäße meist nur mit der Vorderseite ans Herdfeuer stellte. Natürlich wurden die Griffseiten trotzdem heiß, aber hier konnte man sich bestimmt mit einem Lappen oder ähnlichem behelfen.

Die historische Realität war sicher differenzierter, als es die in der Literatur häufig verwendete, etwas simplifizierende Unterteilung in „Koch-“, „Schank-“ und „Tischkeramik“ suggeriert. Dies zeigen Rußspuren, welche sich an typischen Kochgefäßen wie Grapentiegeln (75 %) oder Grapentöpfen (60 %) natürlich am häufigsten zeigen, an Henkeltöpfen immerhin noch zur Benutzung dazugehören (20 %), aber auch an Formen auftreten, die man kaum mit dem Herdfeuer in Verbindung bringt. Kannen und Krüge weisen noch zu 10 % Rußspuren auf, wenn auch meist zurückhaltend, und zeigen damit, dass man auch diese Gefäße kurz ans Feuer stellte, um den Inhalt zu temperieren. Auch Teller, Näpfe und Flaschen weisen teilweise Rußspuren auf (unter 10 %). Miniaturgeschirr mit Ruß und Abrieb zeigt unmissverständlich, dass Kinder hier realistisch die Welt der Erwachsenen nachempfanden und „richtig“ kochten.

Vor hochwertigeren Warenarten hatte man ebenfalls weniger Respekt, als wir heute gemeinhin denken, wenn wir von „Repräsentationsgeschirr“ sprechen. Polychrom glasierte oder mit einem feineren Scherben hergestellte Irdenware sowie Malhornware weisen zu 30–15 % Rußspuren

Abb. 4: Steinzeugkrüge ähnlichen Typs (Altenburg/Waldenburg) aus der Latrine des Valten Leise (Petersstraße 28, L-31). 2. Hälfte 16./Beginn 17. Jahrhundert, links mit grober Quarzmagerung, rechts kaum gemagert.



Abb. 5 (rechte Seite oben): Grapentopf aus unglasierter Irdenware, der beim gemeinsamen Brand mit Glasurware reichlich mit Fremdglassur betroffen wurde.

Abb. 6a/b (rechte Seite unten): Reduzierend gebrannter unglasierter Henkeltopf aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts, der beim keramischen Brand auf der Seite lag und durch die Auflast eines anderen Gefäßes so stark deformiert wurde, dass im Boden ein großer Riss entstand.

auf. Dies ist ein erheblicher Anteil und zeigt, welchen normalen Platz diese Geschirre ab dem 17. Jahrhundert im alltäglichen Gebrauch besaßen.

Auch Steinzeug konnte entgegen landläufiger Meinung durchaus auf dem Feuer zum Einsatz kommen, wie vereinzelte Rußspuren im Leipziger Material nachweisen. Auch wenn das Gefüge des Steinzeugscherbens diese Verwendung nicht gerade begünstigt, lässt sich Steinzeug als Kochkeramik verwenden. Vergleichbare Funde aus Zwickau³ und experimentelle Versuche⁴ stützen diese Beobachtungen. In Westsachsen gibt es im Fundspektrum zusätzlich in der Altenburg-Waldenburger Region hergestelltes Steinzeug, welches mit Quarzmagerung besonders für eine Erwärmung präpariert wurde (Abb. 4). Dies war einerseits eine zielgerichtete Produktion für technische Keramik, andererseits befindet sich im Leipziger Fundmaterial auch ganz einfache Gebrauchskeramik aus diesem quarzgemagerten Scherben.

Im Rahmen der Dissertation wurden keramische Funde aus dem Produzenten- und Konsumentenmilieu miteinander verglichen. Wichtig war dabei die Identifizierung von Ausschuss als besonders aussagekräftige Objekte für den technologischen Prozess. Erstaunlicherweise fanden sich in normalen städtischen Latrinen häufig fehlerhafte Gefäße, die im Umfeld einer Töpferei zweifellos als Abwurf angesprochen worden wären, hier aber eindeutig in Gebrauch waren. Die optischen bzw. funktionalen Einschränkungen dieser Gefäße sind unterschiedlich gravierend und reichen vom Befluss mit Fremdglassur (Abb. 5) über schon bei der Herstellung abgefallene Henkel und Beine sowie Deformationen durch zu hohen Brand bis hin zu großen Rissen (Abb. 6).

Die Toleranz des Kunden gegenüber ästhetischen, aber nicht funktionseinschränkenden Mängeln wie Glasurbefluss oder leichten Dellen war zu erwarten. Die Akzeptanz funktional deutlich eingeschränkter Gefäße erstaunt trotzdem. Der Erwerb solcher Ware darf im Nachhinein als typische Eigenschaft einer Töpferstadt angesehen werden, wo der Töpfer keinen Transportweg hatte, Ausschussware billig abgeben bzw. verschenken konnte und so die Entsorgung sparte. Zudem gab es in Leipzig keine Regeln, welche die Töpfer zur Zerstörung mangelhafter Ware zwangen.⁵ Unser heutiger, von industriell genormter Produktion geprägter Begriff „Ausschuss“ kann deswegen nur sehr bedingt auf vergangene Epochen zurück übertragen werden. Die Beobachtungen in Leipzig mahnen prinzipiell zur Vorsicht, mit deformierter Keramik vorschnell eine Töpferei zu lokalisieren, wenn der Kontext diese Interpretation nicht stützt.

³ Beutmann 1997, 97.

⁴ 2001 führte J. Beutmann im Federseemuseum erfolgreiche Kochversuche mit nachgetöpften, quarzgemagerten Steinzeuggefäßen durch.

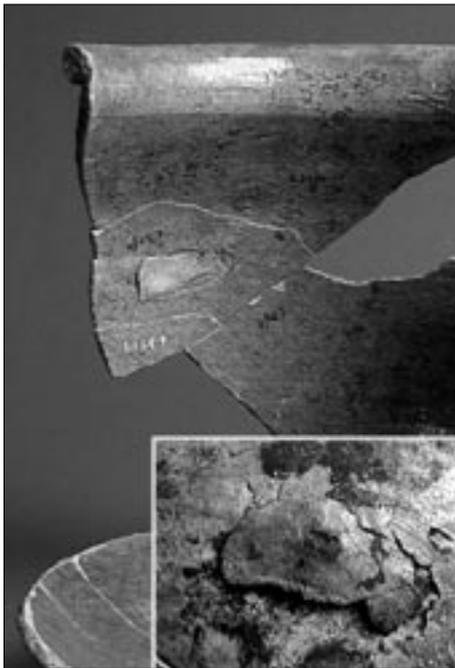
⁵ Freundliche Auskunft von Christian Ronnefeldt/Berlin, der im Rahmen einer Dissertation die schriftlichen Quellen zum Töpferhandwerk in Leipzig auswertet.

Ausschuss in Benutzung



Gefäßreparatur

Abb. 7a/b: Henkeltopf aus der Latrine des Valten Leise, Mitte/zweite Hälfte 16. Jahrhundert. Ein nach gewisser Benutzungszeit entstandenes Loch wurde mit Ton geflickt und wieder gebrannt, die Reparaturstelle außen, aber nicht innen glasiert (Detail).



Ein einziges Mal konnte im untersuchten Material ein Gefäß identifiziert werden, welches man nach einer gewissen Benutzungszeit ausgebessert hatte. Es handelt sich um die Reparatur mittels eines Tonflickens, wofür nach Kenntnis des Autors im Zeitrahmen Mittelalter/Neuzeit noch kein publiziertes Beispiel vorliegt. Aus der Untersuchung der Reparaturstelle ließ sich folgender Ablauf rekonstruieren: Das Gefäß, ein einfacher innenglasierter Henkeltopf (Abb. 7), wurde eine Zeitlang zum Kochen verwendet,⁶ worauf er in der Bauchwandung ein kleines Loch bekam. Der Topf wurde wieder zum Töpfer gebracht, der das Loch mit einem Tonflicken stopfte und das Gefäß noch einmal brannte. Dabei wurde die Reparaturstelle diesmal erstaunlicherweise nicht innen, dafür aber außen glasiert.

Genauso ungewöhnlich wie die Reparatur ist auch die Herkunft des Stückes. Der Topf stammt aus der Latrine des Leipziger Ratsherren Valten Leise, der von 1561 für einige Jahre Besitzer des zu der Latrine gehörigen Hauses war.⁷ Das Gefäß kommt also aus einem begüterten Haushalt, bei dem man in der aufwändigen Instandsetzung eines völlig unscheinbaren Kochtopfes schwer Sinn erkennen kann.

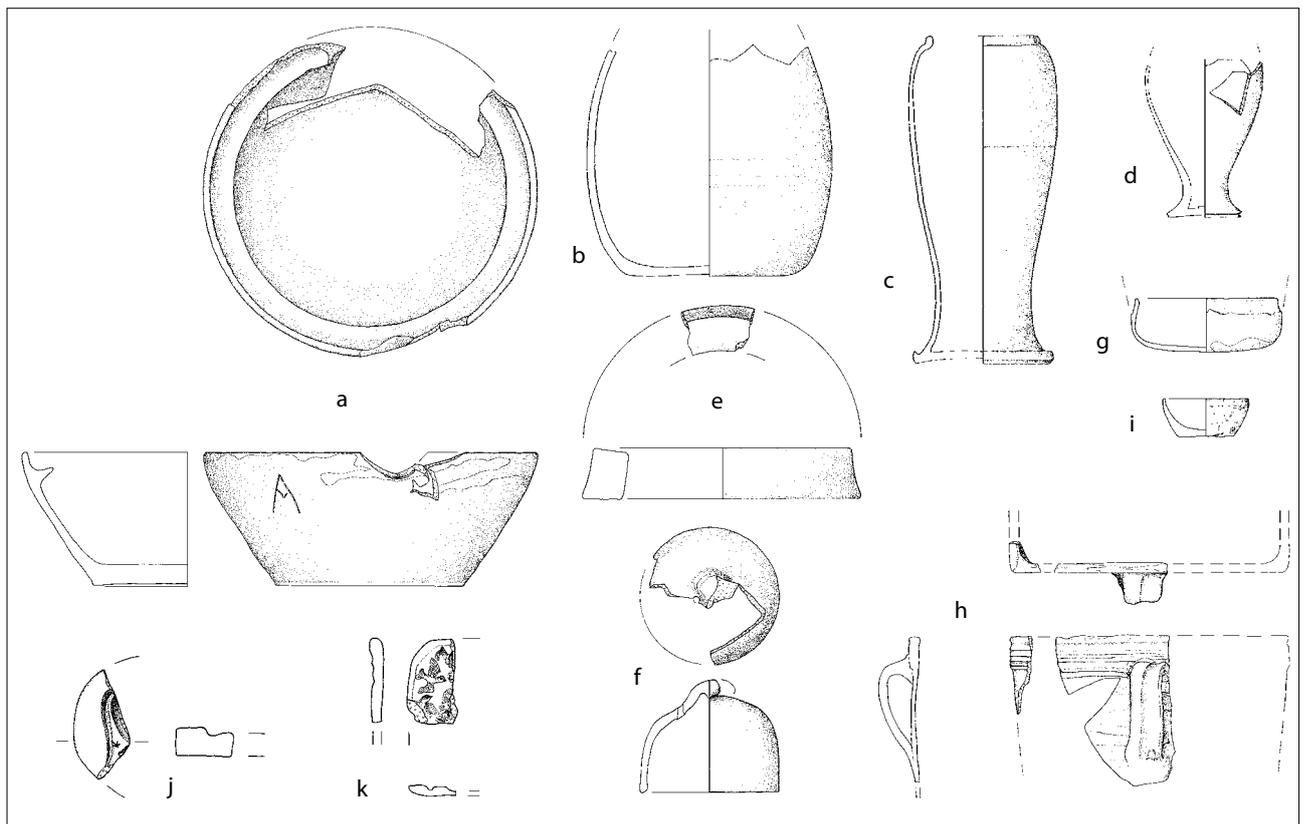
Dieser an den archäologischen Quellen ablesbare Vorgang mit nicht näher zu beleuchtenden Ursachen verdeutlicht mehreres, das für das ganze vorangegangene Kapitel gilt: Wie uns heute auch, muss man den Menschen in vergangenen Zeiten in allen Lebensbereichen, also auch im Umgang mit Dingen wie Geschirr, eine große Individualität zugestehen. Das gleiche Gefäß würde schon in verschiedenen Familien desselben Wohnhauses unterschiedlich behandelt und eingesetzt werden und eine verschieden lange Lebensdauer besitzen. Auch wenn es verständlich ist, dass wir unser bisheriges Wissen über die Keramik des Mittelalters und der Neuzeit in Regeln und Gesetzmäßigkeiten fassen wollen, um uns ein strukturiertes, begreifbares Bild der Vergangenheit zu schaffen, darf nicht in Vergessenheit geraten, dass diese Regeln in erster Linie nur Arbeitshilfen sein sollen und die historische Wirklichkeit höchstens umreißen können. Man wird stets mit individuellen Lösungen abseits statistischer Tendenzen konfrontiert werden. Natürlich dürfen auch die hier beschriebenen Einzelbeobachtungen nicht einfach auf anderes Material übertragen werden.

Mit diesen Überlegungen eng zusammen hängen Schlussfolgerungen zum sozialen Status der Menschen, auf den man von ihrem aufgefundenen Sachgut schließen will. Die beobachtete Individualität hält hier ebenfalls zu großer Vorsicht an. Gebrauchskeramik allein ist keinesfalls ein guter Anzeiger für den finanziellen Hintergrund einer Familie, denn auch wohlhabende wie die des Valten Leise benutzten fast exakt die gleiche einfache Keramik wie andere zeitparallele Haushalte auch, und den sozialen Status kann man bestenfalls an Schmuck, Metall- oder Luxusgegenständen ablesen. Die beschriebene Reparatur eines einfachen Kochtopfes scheint gerade für einen reichen Haushalt paradox zu sein und offenbart damit individuelles, nicht vorhersehbares menschliches Verhalten, welches sich dem Wunsch des Archäologen nach verständlichen Gesetzmäßigkeiten stets entziehen wird – dafür aber ein besonders lohnendes und spannendes Erkenntnisziel sein kann.

2. Ein bürgerliches Alchemisteninventar um 1650

⁶ Dies belegt eine vom Gebrauch verwitterte Wandungs-partie, welche von der Reparaturstelle überdeckt wird.
⁷ Scheidemantel 2002, 19. Die personelle Zuweisung wird durch einen Siegelring ermöglicht.

Die Grabung „Thüringer Hof“ (L-09) umfasste mehrere Parzellen der Burgstraße und des angrenzenden Sporergässchens im Südwesten des Leipziger Stadtkerns. Sie erbrachte neben interessanten baulichen Befunden aus dem 13. Jahrhundert auch mehrere große (früh)neuzeitliche Latrinen. Das vielfältige Fundmaterial dieser Entsorgungseinrichtungen, darunter auch zahlreiche Keramik, leistete einen entscheidenden Beitrag zu den Ergebnissen der Dissertation. Die Grubenlatrine [954] mit fast senkrecht einfallenden Wänden besaß die Ausmaße von ca. 2,5 x 4 m. Sie konnte aus grabungstechnischen Gründen zwar nur bis zu einer Tiefe von 4 m



ausgenommen werden, ohne die Sohle zu erreichen, aber auch in dem bis dahin geborgenen Fundmaterial befanden sich etwa 3700 keramische Objekte, darunter 296 intakte oder rekonstruierbare Gefäße.

Zu den Besonderheiten des keramischen Inventars, welches um die Mitte des 17. Jahrhunderts datiert, zählen unter anderem eine Reihe alchemistischer Gefäße, die untypisch für einen durchschnittlichen Haushalt und damit einer näheren Betrachtung wert sind. Es fanden sich etwa 15 verschiedene Formen, meist aus unglasierter gelber Irdenware, die jeweils mit einem oder wenigen Exemplaren vertreten sind. Dazu gehören:

- eine grün glasierte Destillierschale mit Sammelrinne, Randausschnitt⁸ und der eingeritzten Klassifizierung „A“ (Abb. 8a, 9),
- ein Destillierkolben (unsicher) aus Steinzeug (Abb. 8b, 10),
- zwei sog. Kelchtuten für Destillationsvorgänge⁹ (Abb. 8c, d),
- das Bruchstück eines massiven Standringes für rundbodige Gefäße (Abb. 8e, 10),
- ein Sublimierhelm mit Belüftungsloch¹⁰ (Abb. 8f),
- das Unterteil einer Retorte (unsicher) (Abb. 8g),
- Fragmente eines großen, gelb glasierten Gefäßes mit eckigem Querschnitt (Abb. 8h),
- eine Probierschale aus quarzgemagertem Steinzeug (Abb. 8i),
- diverse Schmelztiegel mit dreieckigem Querschnitt in verschiedenen Größen,
- Fragmente zweier kleiner Gussformen, vermutlich für Buntmetallguss (Abb. 8j, k).

Zu dem vollständigen „Laborbestand“ sind mit Sicherheit weitere Formen von Alltagskeramik wie zum Beispiel Henkelschüsseln, Abgabegefäße oder Näpfe zu rechnen, welche nicht typisch für alchemistische Vorgänge sind, aber in solchen Zusammenhängen mitverwendet wurden. Die technischen Keramiken haben zusätzlich Entsprechungen im Glasinventar der Latrine, in welchem sich unter anderem zwei Destillierhauben, ein Urinal und zahlreiche Flaschen befinden.

Alchemistische Versuche im häuslichen Rahmen waren beim wohlhabenden Bürgertum des 17. Jahrhunderts nicht außergewöhnlich, sei es

Abb. 8a–k: Technische Keramik aus einem bürgerlichen Haushalt Leipzigs (Burgstraße 21–27, L-09), vermutlich von Dr. med. Franz Kast, benutzt 1640–1650. a–i M 1:6, j/k M 1:4.

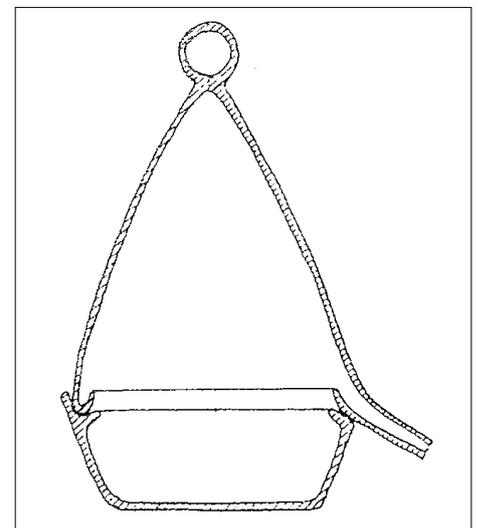


Abb. 9: Schematische Darstellung eines Destillierhutes mit tiefsitzendem Schnabel und einer dazugehörigen Schale mit Ausschnitt.

⁸ Es gab Destillierhüte mit hoch- und mit tiefsitzendem Schnabel. Für die tiefsitzenden musste in der dazugehörigen Schale ein entsprechender Ausschnitt vorhanden sein.

⁹ Stephan 1995, 40, 45, 56 ff. Abb. 65–71.

¹⁰ Sublimation kann vereinfachend als eine Art Feststoffdestillation beschrieben werden.



Abb. 10: Szene einer Kräuterdestillation. Lagerung eines Kolbens auf einem (keramischen) Standing. Aus Biringuccio „Pirotechnia“ 1540.

Dr. des. Ralf Kluttig-Altmann
Zum Kleingartenpark 41, D-04318 Leipzig
ralf.kluttig@arcor.de

als Freizeitbeschäftigung oder besondere Küchenkunst. Ab 1640 gehörte ein Doktor der Medizin, Franz Kast bzw. Kest, der an der Universität Leipzig lehrte, zu den Besitzern des Hauses, in deren Nähe sich die Latrine befand. Es ist durchaus wahrscheinlich, dass er auch zuhause experimentiert hat. Er muss 1650 verstorben sein, denn in diesem Jahr übernahmen sein Stiefsohn und seine Witwe das Haus.¹¹ Es erscheint realistisch, dass seine Witwe mit den alchemistischen Gerätschaften ihres Mannes nichts anzufangen wusste und den ganzen Bestand kurz nach seinem Tod entsorgte. Dieses Szenario wird von dem Umstand gestützt, dass es viele verschiedene Formen gibt, aber nur in einzelnen oder wenigen Exemplaren.

Literatur

- Benner, Manfred: Küche und Speisezubereitung um 1600; in: Vor dem großen Brand. Archäologie zu Füßen des Heidelberger Schlosses. Ausst.-Kat. Karlsruhe. Heidelberg 1992, 103–106.
- Beutmann, Jens: Zur Keramikchronologie des 13.–17. Jahrhunderts in Zwickau. Ein stratifizierter Fundkomplex vom Kornmarkt. Unveröff. Magisterarbeit Freiburg i. B. 1997.
- Kluttig-Altmann, Ralf: Von der Drehscheibe bis zum Scherbenhaufen. Leipziger Keramik des 14.–18. Jahrhunderts im Spannungsfeld von Herstellung, Gebrauch und Entsorgung (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte 47). Dresden 2006 [erscheint Anfang 2007].
- Kurzmann, Peter: Die Destillation im Mittelalter. Archäologische Funde und Alchemie (Lehr- und Arbeitsmaterialien zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit). Tübingen 2000.
- Prinzler, Heinz Werner: Summa destillationis. Von der Destillation, den gebrannten Wassern und mancherlei Laboratoriumskünsten. Leipzig 1983.
- Scheidemantel, Dirk: Frühneuzeitliche Hohlglasfunde aus Leipzig, Petersstraße 28 (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte 36). Dresden 2002.
- Stephan, Hans-Georg: Großalmerode. Ein europäisches Zentrum der Herstellung von technischer Keramik, 2. Großalmerode 1995.

Abbildungsnachweis

- 1, 2, 4–7: Ralf Kluttig-Altmann
3: Benner 1992, 105 Abb. 134
8a–k: Landesamt für Archäologie Dresden
9: Kurzmann 2000, 40 Abb. 12
10: Prinzler 1983, 145

11 Kluttig-Altmann 2007, Besitzerliste in Kap. 8.1.2.